

Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden

Karlheinz Ruhstorfer

Diese Bitte klingt in den Ohren heutiger Menschen wohl wie eine Zumutung, und das zumindest in zweierlei Hinsicht. Zum einen scheint es darum zu gehen, den eigenen Willen aufzugeben und sich in schicksalhafte Anordnungen Gottes zu ergeben. Soll sich also nur ein mir undurchsichtiger Wille Gottes vollziehen, angesichts dessen mein Wille die ihm eigene Würde verliert? Zum anderen beunruhigt die Zumutung, dass doch viele Dinge auf der Welt geschehen, die offenkundig nicht dem Willen eines guten, liebenden Gottes entsprechen können. Will oder kann Gott all das offenkundige Leid nicht verhindern?

Um einer Antwort auf diese Fragen näher zu kommen, ist es sinnvoll, zunächst die Unterscheidung von „Himmel“ und „Erde“ zu bedenken. Die Rede vom Himmel in der aktuellen Bitte bezieht sich zurück auf die Anrede Gottes am Beginn des Gebets als „unser Vater in den Him-

meln“ (Mt 6,9). Gottes Aufenthalt – der Himmel – wird vom Wohnort der Menschen – der Erde – unterschieden. Der Himmel ist der Ort, an dem sich der Wille Gottes immer schon vollzieht. Dort herrscht auch die Gerechtigkeit (vgl. Mt 6,33), die wir auf Erden so bitter vermissen. Die Bitte zielt nun darauf, dass der Wille Gottes, sein Reich (6,10) und seine Gerechtigkeit auch auf Erden wirksam und wirklich werden sollen. Die Erde ist gerade der Ort, an dem allzu oft Unrecht und in der Folge Unglück dominieren. Im antiken Weltbild Jesu ist die Erde zunächst der Ort, an dem der Satan herrscht. Die Menschen erfahren alltäglich das Widergöttliche. Der konkrete Alltag der Zeitgenossen Jesu im von römischen Truppen besetzten Palästina erinnert in manchem an die heutige Situation etwa in Afghanistan: Er ist gekennzeichnet von militärischer Gewalt, religiösem Fanatismus, politischem Unrecht, brüchigen Strukturen. Darüber hinaus prägen massive Armut, Krankheit und schließlich Tod das Leben der Menschen – damals wie heute. Das alltägliche Unheil kann aber nicht der Wille des guten Gottes Israels sein, der sein Volk noch immer aus allem Unglück und aus aller Unterdrückung befreit hat, wie in besonderer Weise die Exoduserzählungen des Alten Testaments belegen. Aber auch an die Gottesknechtlieder und die Erlösungshoffnungen des Propheten Jesaja ist zu denken. Auf diese

Befreiungsnarrative richteten sich die messianischen Hoffnungen der Menschen auch in den Tagen Jesu.

Jesus selbst verkündet in besonderer Weise die nahe Wende in der Geschichte. Gottes endzeitliches Eingreifen steht unmittelbar bevor. Wahrscheinlich hat Jesus die Naherwartung des Gottesreichs und damit des endzeitlichen Gerichts von Johannes dem Täufer übernommen, dessen Schüler er war. Der asketische Täufer erwartete das Gericht für die nahe Zukunft. Durch den Ritus der Taufe galt es, die Unreinen rein zu machen, von den Sünden zu befreien und dadurch zu retten. Jesus selbst unterscheidet sich in einigen Punkten nicht unwesentlich von Johannes. Er tritt in dieser auf Wandel hoffenden Welt mit der Überzeugung auf, dass die Macht des Bösen schon jetzt prinzipiell gebrochen ist: „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen“ (Lk 10,18). Die Herrschaft des Satans ist vorbei. Möglicherweise bewahrt dieses Wort eine Erinnerung an eine Bekehrungsvision oder an ein Schlüsselerlebnis Jesu auf.

Nach dem Markusevangelium ringt Jesus zunächst selbst in der Einsamkeit mit dem Satan. Er wird in Versuchung geführt, doch überwindet er ihn zuletzt (Mk 1,12f.). So schließt sich unmittelbar an die Versuchungsgeschichte das erste öffentliche Auftreten Jesu an. Er verkündet die befreiende Herrschaft Gottes: „Die Zeit ist er-

füllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15). Die Evangelisten deuten das Jesuswort von der Umkehr als ein Umdenken (*metánoia*). Es kommt darauf an, durch ein neues Denken das allesentscheidende Vertrauen in Gott zu gewinnen. Dieses neue, vertrauende Denken nennt das Neue Testament mit Jesus: Glaube. Der Glaube hält daran fest, was die Augen nicht sehen, dass nämlich Gottes Reich bereits angebrochen ist. Jesu eigenes Wirken wird zum Zeichen des neuen Äons: „Wenn ich aber die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, dann ist das Reich Gottes schon zu euch gekommen“ (Lk 11,20). Gerade dieser Vers macht deutlich, wie sehr Jesus in der Gegenwart des Gottesreichs lebt. Es ist nicht nur nahe herbeigekommen, sondern es ist bereits da, noch nicht vollendet, aber angebrochen. Stehen Dämonen im Weltbild der Zeitgenossen Jesu für die Unfreiheit des menschlichen Willens, so bedeutet die Austreibung der Dämonen nichts anderes als Befreiung. Vor diesem Hintergrund sind auch die zahlreichen Heilungs- und Wundergeschichten des Neuen Testaments zu lesen. Sie veranschaulichen metaphorisch die anbrechende Wirklichkeit des Gottesreichs auf Erden. Doch nicht nur Jesus selbst greift verändernd in die heillose Welt ein. Auch seine Jüngerinnen und Jünger wirken an der Transformation der Welt mit (Mt 9,38; 10,16; Lk 10,2f.). Zwar

ist es Gott selbst, der sein Reich und seinen Willen verwirklicht, doch auch durch die Menschen, durch ihren guten Willen und ihre guten Werke vollzieht sich das machtvolle Handeln Gottes.

Freilich ist die Gewissheit Jesu bezüglich der Gottesherrschaft, die den Inhalt seiner Frohen Botschaft ausmacht, kontrafaktisch. Die Menschen sind tatsächlich noch unfrei und ungerecht, und sie leben in einer Welt, in der sich der Wille Gottes empirisch gesehen weiterhin allzu oft gerade nicht vollzieht. Doch eben deshalb bedarf es der Verkündigung, der Heilung, des Einsatzes für Gerechtigkeit, denn in jeder Heilung, in jedem guten Wort und in jeder gerechten Tat geschieht der Wille Gottes. Dieser ist der Heilsplan, den er nun auf Erden auch endgültig durchsetzen will. Gottes Heilsplan konnte und kann von den Menschen oder vom Satan niemals verhindert werden. Zurück zum Anfang: Gott hat eine gute Welt geschaffen. Doch soll in dieser Welt nicht nur sein Wille, sondern auch die Eigendynamik und der Eigenwille der Schöpfung ermöglicht werden. Gott hat die Welt so geschaffen, dass in seiner Schöpfung geschehen kann, was er nicht will. Widergöttliches, Böses, Ungerechtigkeit und Unfreiheit sind möglich und mehr noch wirklich. Allerdings gehört es zur jüdischen Überzeugung Jesu, dass Gott selbst immer neu ansetzt, um die Herrschaft des Übels zu überwinden. So geht auch Jesus davon aus, dass

Gott sein Volk niemals im Stich lässt, ja, er weiß sich selbst als Gesandten seines himmlischen Vaters, als der er die Durchsetzung des Gotteswillens auf Erden befördern soll. Schließlich soll sich in seinem Wirken der eschatologische Wille des Vaters verwirklichen – gegen allen Anschein (griechisch: *dóxa*). Jesu eigener Wille wird dabei an eine Grenze geführt, die ihn darum bitten lässt, dass der „Kelch“ der letzten Konsequenz seines Engagements an ihm vorübergehe: „Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille“ (Mt 26,42). Jesus trinkt den Kelch und wird als Verbrecher hingerichtet. Vordergründig ist seine Mission gescheitert.

Doch stellt der Kreuzestod Jesu, das scheinbare Scheitern, nur den Höhepunkt der Paradoxie dar. Dem Anschein (*dóxa*) nach hat das Widergöttliche gesiegt. In Wahrheit verbirgt sich in Leid und Tod die Herrlichkeit (*dóxa*) Gottes, die menschliches Ermessen übersteigt. Einerseits geschieht hier, was definitiv nicht geschehen soll: Unrecht und grauenhaftes Leiden eines Unschuldigen. Andererseits bleiben die Jüngerinnen und Jünger Jesu seiner Frohen Botschaft (*euangélion*) gerade dadurch treu, dass sie auch durch dieses Geschehen nicht von der Überzeugung Jesu abgebracht werden können: Das Reich Gottes ist angebrochen. Der Wille Gottes geschieht – im Himmel und auf Erden. So vertieft sich im Zei-

chen des Kreuzes der Begriff des „Evangeliums“. Auch das, was nicht sein soll, was dem Willen Gottes widerspricht, der ja das Leben und das Heil will, kann den Heilsplan Gottes nicht verhindern. Die darin liegende, fast unerträgliche Spannung kommt bereits in der erwähnten Getsemani-Szene zum Ausdruck: „Meine Seele ist zu Tode betrübt“ (Mk 14,34). „Aber nicht, was ich will, sondern was du willst“ (Mk 14,36). Die Herrlichkeit Gottes hat an der Wirklichkeit des Leids keine Grenze. So wird der ungewollte Tod Jesu zum Zeichen der gewollten Befreiung – über den Tod hinaus. Die Transformation der Welt geht weiter. Der Gekreuzigte wird am dritten Tag von den Toten auferstehen.

Für diejenigen, die an Christus glauben, wird das Kreuz zum paradoxen Zeichen des Heils. Gott will nicht das Kreuz, aber er will, dass das Kreuz möglich ist. Gottes Heilswille transformiert den Karfreitag zum Ostersonntag. Die Bitte „dein Wille geschehe“ besagt dann, Auferstehung möge wirklich werden. Und wir sollen an der Verwirklichung von Auferstehung und an der Verhinderung und Verwandlung von Leid mitwirken. Wie sich der vorösterliche Jesus für die Verwirklichung des Gottesreichs eingesetzt hat, so sollen auch wir dafür sorgen, dass der Wille Gottes auf Erden – wie im Himmel – geschehe. Es geht in unserer Bitte also nicht darum, den eigenen Willen einem dunklen Fatum zu unter-

werfen. Vielmehr können wir den Grund unseres eigenen Willens so erfassen, dass im eigenen Willen der Gotteswille geschieht. Gott aber will die Verwandlung der Welt.

